

Die Welt 22.4.2004

Out of Altenheim

Von einem, der aus der deutschen Krise ins Ungewisse aufbricht: "Schultze gets the Blues"

Es ist schon ein Wunder. In diesem Film sieht man keine Nazis und keine Widerstandskämpfer, keine Maueröffnung und keine geschönte DDR. Und doch hat Michael Schorr's Spielfilmdebüt "Schultze gets the Blues" überall in Europa Preise gewonnen.

Es mischt sich aber auch ein bisschen Entsetzen in die Freude darüber. So also nimmt die Welt Deutschland wahr: als ausgesprochen tristen Ort. Als Arbeitslosen-Mekka. Als einen einzigen Reformstau. Man sollte aber nicht allzu viel jammern. Denn zum einen ist es vielleicht wirklich so, und die Mär von bildet die status-quo-Realität der Republik kathartisch überzeichnet ab.

Zum anderen hat das alles auch Tröstliches. Weil in diesem kollektiv in Frührente geschickten Land noch eine enorme Sehnsucht wohnt. Es ist nämlich das Erbe der Romantik, das der von dem großartigen Horst Krause mit aller Gemütsruhe und einem treuen Elefantenherzen im fülligen Körper gespielte Herr Schultze antritt.

Die blaue Blume muss man sich in diesem Fall als eine Melodie vorstellen. Der in den Vorruhestand verabschiedete Bergbauarbeiter hört sie im Radio, nach einem Tag voller Nichtstun, Gartenzwergabstauben und Stullenschmierer. Dieses Stück Zydeco-Musik aus den Sümpfen Louisianas schleicht sich wie ein Virus in Schultzes Alltag im Schatten eines anhaltinischen Abraumberges. Es dauert nicht lange, da steht der stoische Mann mit umgeschnalltem Akkordeon vor seinem Hausarzt und macht sich ernsthaft Sorgen: "Mein Musikgeschmack hat sich geändert".

Das ist beunruhigend, weil Schultze bislang immer nur als schweigsamer Polka-Dienstleister bei den Festen des Heimatvereins gebraucht wurde. Und wenn er nun auf der Bühne schwitzend seine eigene Interpretation des pfeffrigen Südstaaten-Zydeco präsentiert, geht beileibe kein Ruck durch die Versammlung, sondern nur ein mitleidig-verärgertes Erstaunen. Weshalb man Schultze ein Tombola-Ticket schenkt. Zum "Wurstfest" nach New Braunfels/Texas. Ohne jedwede Boshaftigkeit, mit quasi-dokumentarischer Detailschärfe und einer von Jim Jarmusch oder Aki Kaurismäki geborgten Trockenhumorigkeit erzählt "Schultze gets the Blues" von einem späten Aufbruch ins Ungewisse. Man muss sich das in etwa so vorstellen, als habe man Bernd, das depressive Kastenbrot (auch das eine tiefe deutsche Seele), dazu überredet, einmal Kamerakind zu spielen. Und so sieht man nun beinahe endlose Einstellungen von müden Windrädern, betrüblich singenden Bergmännern, beschränkten Bahnübergängen.

Lange, sehr lange dauert es, bis sich die vom Phlegma der Titelfigur angesteckte Kamera einmal zu einem Schwenk hinreißen lässt; und selbst, wenn sie sich plötzlich in einem fremden Land, im Süden der USA, wieder findet, hält sie nicht viel von Dynamik. Gemächlich verfolgt sie Schultze bei seiner Flucht out of Altenheim.

Man könnte es als unpassenden Bruch empfinden, dass Regisseur und Autor Schorr seinen Protagonisten in den USA zum Bootsclau anstiftet, um ihn über die Bayous schippern zu lassen. Doch dieser plötzliche Umschwung, der den bis dahin quälend

genauen Heimatfilm in ein entschleunigtes Boat Movie verwandelt, ändert im Kern nicht viel. Schultze trifft nun zwar neue Menschen, die er alle mit seinem wunderlichen Hutlүpfen begrüßt, er isst mit ihnen und tanzt mit ihnen. Nur verstehen tut er sie nicht, ohne Englischkenntnisse.

Wenn er dann schließlich seine Sehnsuchtsmelodie findet, ist es für den Einsamen zu spät. Und doch bemerkt man da plötzlich ein stilles Glück hinter den dicken Brillengläsern. Kein Grund zur Verzweiflung. Es ist ein schöner Blues in allen Dingen. Selbst bei deutschen Beerdingungen. Auf diese Trauer- und Bauern-Romantik darf man ruhig stolz sein.

von Josef Engels